



Wohin mit dem Nachwuchs?

Jüdische Werte, Musik und Sprachen – wie Eltern für ihre Kleinen den passenden Kindergarten finden können

Wer für seinen Nachwuchs einen Kita-Platz in einem jüdisch geprägten Kindergarten haben möchte, muss sich rechtzeitig kümmern.

Foto: Marco Limberg

VON SOPHIE NEUBERG

Vergnügt türmt Samuel Spielzeugobst und jüdische Kinderbücher in seinen kleinen Einkaufswagen und schiebt ihn durch den Aufenthaltsraum des Familienclubs Baminim. Der Zweijährige geht noch nicht in den Kindergarten, seine Mutter hat ihn aber bereits auf die Warteliste der jüdischen Einrichtung Masorti in Berlin-Wilmersdorf setzen lassen. Trotzdem möchte sie sich zur Sicherheit informieren, ob andere Kindergärten infrage kommen könnten. In diesen Tagen beginnt das neue Kita-Jahr und viele Eltern suchen nach einem Platz in einer perfekten Einrichtung.

Bis es so weit ist, geht Samuel einmal die Woche in den Musikkurs von Baminim und lernt jüdische Lieder. Der Familienclub Baminim ist keine Kita, sondern ein Projekt für Babys, Kleinkinder und ihre Eltern, die vor dem Kindergarteneintritt oder parallel zum Kindergartenbesuch das Judentum für ihre Kleinen erlebbar machen möchten. Für die Leiterin Jana Vilensky war die Geburt ihres Sohnes vor drei Jahren der Anlass, das Projekt zu greifen, weil sie ein solches Angebot vermisse. Sie nahm die Sache selbst in die Hand und ist überzeugt, dass der Bedarf wachsen wird. Schon heute hat sie rund 200 interessierte Familien im Verteiler. Mit Unterstützung des American Jewish Joint Distribution Committee, der Chais Family Foundation und von Privatpersonen bietet sie Musikurse auf Russisch, Deutsch und Iwrit, Russischförderung, eine Schabatspielgruppe für Kinder und Eltern und einen Malkurs mit jüdischen Motiven für Vier- bis Sechsjährige an.

Viele Eltern, die Jana Vilenskys Kurse besuchen, schlagen sich mit der Frage der Kindergartensuche herum. Deshalb lud sie jüngst zu einem Informations- und Austauschabend ein. Denn nach ihrer Erfahrung sind die in Berlin vorhandenen Angebote nicht immer allen Eltern bekannt.

Der Andrang war groß. Es kamen gut ein Dutzend Eltern in die Räume von Baminim, um sich über ihre Vorstellungen und Erfahrungen auszutauschen. Schnell kristallisierte sich heraus, dass die wichtigsten Fragen in Bezug auf eine Kita die Vermittlung jüdischer Werte und Traditionen sowie die Zweisprachigkeit sind.

Gerade Eltern, die aus Russland oder Israel stammen, möchten einerseits, dass ihre Kinder ihre Muttersprache pflegen, andererseits aber auch, dass sie die deutsche Sprache beherrschen lernen und für den Schulbesuch in Deutschland fit gemacht werden. Dem kommen bilinguale Kindergärten (zum Beispiel Masorti oder die Kindergärten von Mitra e.V.) sowie Kindergärten mit einem Zusatzangebot an Sprachunterricht (wie etwa der Gemeindekindergärten) entgegen.

Manche Eltern erzählen, für sie wäre es nicht entscheidend, einen jüdischen Kindergarten zu finden, wenn bloß viele nichtjüdische Kindergärten nicht so stark christlich geprägt wären: Eine Mutter nahm von einem Kindergarten Abstand, weil dort der Gottesdienstbesuch für die Kinder verbindlich war. Julia Konnik, die ihr drittes Kind erwartet, wurde auf der Suche nach einem Platz für ihren ersten Sohn von einem Erlebnis im nichtjüdischen Kindergarten abgeschreckt: „Ich bekam mit, wie zwei Kinder sich stritten“, erzählt die 30-Jährige aus Heidelberg, die

seit zwei Jahren in Berlin lebt und sich als sehr religiös beschreibt. „Die Erzieherin sagte, wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte“. An dem Punkt wurde ihr klar, „ich will nicht, dass meinem Kind so etwas beigebracht wird. Vermitteln, Nächstenliebe und Rücksichtnahme – das sind die jüdischen Werte, die mein Kind lernen soll.“

Ihr jetzt sechsjähriger Sohn besuchte den Chabad-Kindergarten Gan Israel, ihre dreijährige Tochter geht in den Lauder-Kindergarten und die junge Frau ist begeistert, wie viel Sozialverhalten der Sechsjährige bereits gelernt hat und von sich aus umsetzt: ruhig sein, wenn jemand schläft, oder auch kürzlich ganz selbstverständlich dem Übernachtungsbesuch sein Zimmer überlassen. Jüdische Werte und

natürlich jüdische Feiertage sollen also im Kindergarten vermittelt werden. Auch für die 30-jährige Diana Gronert ist das wichtig, doch sie beschreibt sich als nicht so streng religiös und möchte auf keinen Fall, dass ihr kleiner Joshua orthodox, ja möglicherweise dogmatisch erzogen wird. Sie hält beispielsweise den Schabbat nicht strikt ein und sieht Probleme aufkommen, falls ihr Sohn strengere Vorschriften im Kindergarten lernt. Was soll sie tun, wenn Joshua dann zu Hause sagt, der Fernseher darf nicht angemacht werden oder die Familie darf nicht ins Auto steigen?

Manchen Eltern ist die Vielfalt der Kulturen wichtiger als die reine jüdische Lehre. Oft sind es auch diejenigen, die zu Hause die Traditionen pflegen und die Angebote von Baminim wahrnehmen.

Sie erwarten es von einer Kita nicht, sondern freuen sich, wenn – wie zum Beispiel in den Kindergärten von Mitra e.V. – sowohl Weihnachten als auch Chanukka gefeiert wird.

Doch ganz profane Fragen wie Erreichbarkeit und Wartezeit können die schönen Ideale durchkreuzen. Wer nicht so frühzeitig wie die Mutter von Samuel aktiv wird, kann böse Überraschungen erleben. Zum Beispiel Diana Gronert: Sie ging als Kind mit Begeisterung in den Kindergarten der jüdischen Gemeinde in der Delbrückstraße und wollte deshalb selbstverständlich ihren anderthalbjährigen Sohn Joshua dort anmelden – viel zu spät, wie sich dann herausstellte.

Offiziell reicht es zwar aus, sechs Monate vor Eintrittsdatum des Kindes in die Kita einen sogenannten Kita-Gutschein beim Bezirksamt zu beantragen, doch die Realität sieht anders aus. Der Gemeindekindergarten empfiehlt den jungen Eltern, die ihr Kind in der Delbrückstraße betreuen lassen möchten, gleich nach der Geburt vorbeizukommen. Diana Gronert: „Ich war schockiert!“

Im Masorti-Kindergarten gibt es auch eine Warteliste und es können nur frei werdende Plätze vergeben werden. Da jedoch die Gruppen altersgemischt sind, kann man Glück haben, falls das Kind gerade das passende Alter hat. Auch in den zwei Kindergärten von Mitra e.V., die jeweils eine jüdisch-deutsch-russische Gruppe anbieten, sind diese momentan voll. Etwas entspannter ist die Lage im Chabad-Kindergarten und im Lauder-Nitzan-Kindergarten, wahrscheinlich weil sie relativ neu und daher noch nicht so breit bekannt sind. Das könnte sich aber schnell ändern.

INFO

Jüdische Kindergärten in Berlin

Gemeindekindergarten, Delbrückstraße 8, 14193 Berlin, Tel: 030/891 67 48.

Unterrichtssprache Deutsch, Sprachförderung, Hebräisch- und Englischunterricht wird angeboten.

Chabad-Kindergarten Gan Israel, Spandauer Damm 220, 14052 Berlin, Tel: 030/32 67 86 01, bilinguale Erziehung (deutsch-hebräisch).

Lauder-Nitzan-Kindergarten, Brunnenstraße 33, 10115 Berlin, Tel: 030/ 40 50 45 924

Masorti Kindergarten, Berlin-Wilmersdorf, Tel: 030/86 39 01 42 hat drei bilinguale altersgemischte

Gruppen, davon eine englisch-deutsch, zwei hebräisch-deutsch.

Mitra e.V., Tel: 030/20 45 21 23, betreibt mehrere Kindergärten mit bilingualer Erziehung (deutsch-russisch), davon zwei mit je einer jüdisch-deutsch-russischen Gruppe: Umka Kindergarten, Leipziger Straße 47, 10117 Berlin und Kindergarten Goldenes Schlüsselchen, Kurfürstenstraße 135, 10785 Berlin.

Baminim, jüdischer Familienclub für Babys, Kleinkinder und ihre Eltern, Uhlandstraße, Berlin-Charlottenburg, Projektleitung: Jana Vilensky, Tel: 0171/315 17 64, E-mail: baminim@gmail.com

Eine starke Frau

Maria Brauner engagiert sich für Schwächere – geehrt werden will sie jedoch nicht dafür

VON CHRISTINE SCHMITT

Helfen ist für sie Lebensaufgabe. Kranke, einsame Menschen rühren Maria Brauner immer wieder aufs Neue – und dann weiß sie, wie wichtig ihre ehrenamtliche Arbeit ist. „Ich kann so viel geben zum Wohle der Bedürftigen“, sagt Maria Brauner. Seit mehr als 40 Jahren besucht sie jeden Montag die Bewohner des Jeanette-Wolff-Heimes. Dienstags ist sie alle zwei Wochen im jüdischen Krankenhaus Berlin (JKB) anzutreffen und mittwochs geht sie ins neue Pflegeheim der jüdischen Gemeinde an der Herbartstraße, um mit den Menschen zusammenzusehen, ihnen zuzuhören und mit ihnen zu sprechen. „Kranke Menschen sind unglücklich“, hat sie beobachtet. Und sie möchte sie in dieser schweren Zeit unterstützen.

Da sie so viel für schwächere Menschen im Einsatz ist, hatte der Vorstand der jüdischen Gemeinde zu Berlin vorgeschlagen, sie als Gemeindegeldstifterin zu ehren.



„Seele des Heimes“: M. Brauner Foto: imago

Doch das möchte Maria Brauner gar nicht. „Wozu brauche ich eine Auszeichnung von der jüdischen Gemeinde? Die Menschen sind mir wichtig“, sagt sie. Sie wolle die Ehrung nicht annehmen. „Wir bedauern das sehr, denn gerade ihr soziales Engagement sollte ausgezeichnet werden“, sagt Maya Zehden, die Pressesprecherin der Gemeinde.

„Sie ist die Seele der Einrichtung“, sagt Gary Wolff, Leiter des Pflegezentrums, „und Teil unseres Lebens geworden.“ Wenn sie montags ins Heim kommt, dann setzt sich Wolff mit Brauner erst einmal zusammen und bespricht, wie es den Bewohnern geht und bei wem möglicherweise Probleme vorhanden sind. Dann macht Maria Brauner eine Runde durch die Einrichtung und spricht mit den Bewohnern. Oft kann sie dann der Leitung mitteilen, welche speziellen Sorgen jemand hat. „Viele trauen sich nicht, uns direkt anzusprechen, sondern reden lieber erst einmal mit einem Außenstehenden“, berichtet

Gary Wolff. Maria Brauner hat immer ein offenes Ohr und hört sich Beschwerden übers Essen genauso an wie persönliche Sorgen und Ängste. „Wir versuchen dann gemeinsam, die Probleme zu lösen“, sagt Wolff.

„Nennt mir zwei Familien, die keine Angehörigen haben und Hilfe brauchen“, hat Maria Brauner vor Jahrzehnten die Mitarbeiter der Sozialabteilung der Gemeinde gebeten. Sie erhielt – trotz einiger Widerstände – zwei Adressen und machte sich auf den Weg und besuchte die Familien über mehrere Jahre lang. Doch ihr eigenwilliges Vorgehen gefiel Heinz Galinski, dem damaligen Vorsitzenden der Gemeinde, überhaupt nicht. Wenn sie wirklich etwas bewirken wollte, dann solle sie sich in die Repräsentantenversammlung (RV) und in die entsprechende Ausschüsse wählen lassen. „Aber Ausschüsse liegen mir überhaupt nicht“, sagt Maria Brauner, Mutter von vier Kindern und Großmutter von sieben Enkeln. Das sei Zeiterverschwen-

dung. Als Repräsentantin nahm sie dann für mehr als 15 Jahre lang im Gemeindeparlament Platz.

Als im Zuge der Gesundheitsreform das Amt des Patientenführers im jüdischen Krankenhaus eingerichtet wurde, fiel die Wahl rasch auf sie. Das war vor 22 Jahren. „In einem Krankenhaus braucht man eine Stelle zur Vermittlung zwischen Ärzten und Patienten“, sagt Gerhard Nerlich, Pressesprecher des JKB. Manchmal ginge es auch hier nur um schlechtes Essen, aber oft auch um Existenzellen. Jeden zweiten Dienstag sitzt sie im Sprechzimmer der Bibliothek im JKB und hört den Patienten zu. „Danach gehe ich alle Stationen ab und frage die Schwestern, ob ich mich um jemanden speziell kümmern soll“, sagt die Ehefrau des Filmproduzenten Artur Brauner.

Auch wenn sie nicht im Pflegeheim oder JKB anzutreffen ist, man dürfe sie rund um die Uhr anrufen, sagt Maria Brauner. „Ich komme dann schnell rüber.“